

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Die 35-jährige Lorna ist Journalistin und liebt einen attraktiven Mann. Die Sache hat nur einen Haken: Er ist verheiratet. Und wäre dies nicht schon kompliziert genug, erfährt sie eines Tages von seiner jungen Zweitgeliebten! Die *Ménage à trois* ist komplett – und Lorna steckt mitten in der Sinnkrise!

Von ihrer unterkühlten Therapeutin erfährt sie schließlich mehr über sich als ihr lieb ist: Warum sie den richtigen Mann nicht finden kann. Warum sie »King Lewis«, ihren unschuldigen Neffen hasst. Oder warum sie ständig ihre Flügel verpasst.

Ein hinreißendes und erfrischendes Buch über das wahre Leben!

**Lorna Martin** wurde 1971 in Schottland geboren. Die preisgekrönte Journalistin schreibt für *The Observer* und das Frauenmagazin *Grazia*. Ihre wöchentliche Kolumne in *The Observer* fand ein überwältigendes Echo in der breiten Öffentlichkeit.

Unsere Adresse im Internet: [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Lorna Martin

**Das Leben, die Liebe  
und ein Jahr auf der Couch**

*Der Roman meines Lebens*

Aus dem Englischen übersetzt  
von Maria Andreas

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Januar 2009

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
›Woman on the Verge of a Nervous Breakdown‹  
bei John Murray (Publishers), An Hachette Livre UK company

© Lorna Martin 2008

Deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: Nørhaven Paperback A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-596-17924-4

## *Prolog*

Ich war zu spät dran. Wieder mal. Ich saß im Expresszug nach Gatwick und betete, und das als überzeugte Agnostikerin: »Bitte lass mich bis 7.45 Uhr am Flughafen sein« – spätestens dann müsste ich für meinen Heimflug nach Glasgow einchecken. Aber ich betete umsonst. Der verdammte Zug bewegte sich langsamer vorwärts als jeder Brontosaurus.

Ich musste an das weiße Kaninchen aus *Alice im Wunderland* denken. Mit einer großen goldenen Taschenuhr in der Pfote keucht und japst es die ganze Zeit: »Ich komm zu spät! Ich komm zu spät!« Auch mein eigenes wirres Stoßgebet drehte sich in einer Endlosschleife: »Schneller, schneller, bitte, lieber Gott, schneller, verdammt nochmal! Ich komm zu spät, zu spät, zu spät!« Kreisch, ich werd noch wahnsinnig!

Alle paar Minuten unternahm ich einen Versuch, mich mit Zeitunglesen abzulenken. Völlig zwecklos. Die Wörter, auf die ich starrte, lösten sich auf dem Weg von der Netzhaut zur Großhirnrinde in Nichts auf. Der Text hätte genauso gut auf Vietnamesisch dastehen können. Schließlich stopfte ich die Zeitung in die Tasche und holte meinen iPod heraus. Auf der Playlist mit meinen Lieblingsnummern ertrug ich von jedem Stück gerade mal die

ersten fünf Sekunden, dann sprang ich zum Nächsten weiter. So schrumpften die zwanzig Titel auf hundert Sekunden zusammen. Ich konnte mich auf nichts anderes konzentrieren als auf das unerbittliche Verstreichen der Zeit. Meine ganze Energie floss in die Übermittlung unterschwelliger Botschaften an den Lokführer, doch bitte, bitte einen Zahn zuzulegen. Wenn ich die Augen schloss, sah ich vor mir eine riesige Sanduhr mit neonpinken Sandkörnern, die immer schneller nach unten rieselten. Wenn ich die Augen aufmachte, starrte ich zwanghaft auf die Zeitanzeige im Handydisplay und sah zu, wie eine weitere kostbare Minute verrann.

Letzte Woche hatte ich auch schon zwei Flüge verpasst. Macht drei verpasste Flüge in zehn Tagen. Das kam mir dann doch etwas zu chaotisch vor, wie auch die Strafpunkte, die ich ebenfalls letzte Woche wegen überhöhter Geschwindigkeit kassiert hatte – das hätte mich fast den Führerschein gekostet. Ich versuchte meiner Mitwelt durch mein Verhalten etwas mitzuteilen, wie ich inzwischen weiß.

Meine Schwester Louise und unsere gemeinsame Freundin Katy haben aus meinem Zeitproblem schon immer weitreichende Schlüsse gezogen. Die beiden arbeiten als Therapeutinnen in den berühmten Priory-Privatkliniken für Psychiatrie (dem britischen Pendant zur Betty-Ford-Klinik für Suchtkrankheiten, Depressionen und andere psychische Probleme) und haben dummerweise meistens recht. Sie deuten mein ständiges Zuspätkommen als Zeichen von unterdrückter Wut und tief verwurzeltem Egoismus und werfen mir nur mitleidige Blicke zu, wenn ich stur darauf beharre, dies alles passiere nur, weil mir jedes Organisationstalent fehlt und es sich für eine Chaotin wie mich nicht lohnt, eine Uhr zu tragen («ich will mich nicht von der Zeit tyrannisieren lassen«, hatte ich einmal zur allgemeinen Erheiterung erklärt).

Vor einigen Jahren bin ich mit demselben Problem schon einmal gewaltig ins Fettnäpfchen getreten, an einem Abend vor Louises Hochzeit, als wir Mädels zusammen feiern wollten. Ich platzte eine gute Stunde zu spät ins Restaurant und sprudelte, im Gesicht noch ganz rosig, meine Entschuldigung hervor: Ich hätte mich mit meinem neuen Freund vergnügt, und das nicht zu knapp. Ich war selig, denn zum ersten Mal seit sechs Jahren hatte eine Beziehung länger als ein halbes Dutzend Verabredungen überdauert, und in meinem Erfolgsgefühl und der ersten Verliebtheit schwebte ich wie auf Wolken. Aber die wüsten Beschimpfungen von Louise und Katy holten mich schnell auf den Teppich zurück. Gäbe es überhaupt etwas Selbstüchtigeres als mich? Hielte ich mich denn für den großen Star? Kapierte ich nicht, dass mein ständiges Zuspätkommen eine passive Aggression darstelle und auf ein übersteigertes Gefühl der eigenen Wichtigkeit hindeute, gepaart mit einem extrem niedrigen Selbstwertgefühl?

»Ich hab einfach die Zeit vergessen«, maulte ich kleinlaut. »Hab's mir gut gehen lassen. Mit meinem neuen Freund. Dachte, ihr freut euch für mich. Und schließlich heiratet Louise ja nicht zum ersten Mal. Diese Hochzeit ist doch keine Staatsaffäre, oder?«

Im Gatwick-Express an jenem Morgen versuchte ich, nicht an die damaligen Anschuldigungen (und meine Antworten) zu denken. Aber mir klopfte das Herz bis zum Hals, meine Hände wurden feucht und die ersten Anzeichen von hausgemachten Spannungskopfschmerzen kündigten sich an. Einatmen, Atem anhalten, ausatmen, befahl ich mir selbst, während der Zug in Gatwick einfuhr. Kaum waren die Türen halb geöffnet, quetschte ich mich durch und raste zur Rolltreppe. Endlich erreichte ich den Check-in, keuchend, schwitzend und mit nur dreißig Sekunden Verspätung. Eigentlich war ich ganz zufrieden mit mir. Im Vergleich zu den letzten Malen war das ein Fortschritt.

Als die Schalterangestellte sagte, der Abflug verspäte sich um fünfundvierzig Minuten und sie würde ihre Chefin fragen, ob ich noch durchrutschen könne, war ich euphorisch, voller Hoffnung und Optimismus und dankte meinem Glücksstern oder wem auch immer da draußen, der mich stets vom Rand der Katastrophe zu retten schien. Das Hochgefühl endete schlagartig, als die junge Frau kurz darauf mit einer abschlägigen Nachricht zurückstöckelte.

»Bitte!« Ich sah sie mit meinem flehendsten Dackelblick an. »Es ist ein Notfall. Ich bin nämlich Journalistin und ...« Ich überlegte einen Moment. »... und ich muss zu einem wirklich wichtigen Interview mit, äh, dem schottischen Premierminister.« Dabei schlug ich einen Ton an, als wäre es mir gelungen, Osama bin Laden für ein Exklusivinterview zu gewinnen.

Selbst wenn ich eine Verabredung mit dem meistgesuchtesten Mann der Welt gehabt hätte, wäre ich damit nicht durchgekommen. Die Schalterangestellte sah mich mit versteinertem Gesicht an; von den Nöten eines Pressemenschen würde sie sich ganz sicher nicht erweichen lassen. Also versuchte ich es mit einer neuen Taktik.

»Es geht nicht allein um das Interview«, log ich hektisch. »Ich muss ganz dringend nach Hause, weil ...« Ich zögerte einen Moment, überkreuzte die Finger in der Manteltasche und fuhr dann fort: »Ich muss dringend nach Hause, weil meine Oma, äh, meine Oma ganz plötzlich krank geworden ist.«

Sie sah mich mitfühlend an – oder war es mitleidig?

»Tut mir leid«, sagte sie. »Aber von meiner Vorgesetzten kam ein klares Nein. Sie hat mich aufgefordert, unsere Passagiere darauf hinzuweisen, dass unsere Check-in-Schalter genau dreißig Minuten vor dem planmäßigen Abflug schließen und dass wir dringend empfehlen, zwei Stunden vor Abflug einzuchecken.«

Ich riss die Augen auf, so weit es ging, und unterdrückte eine

Weile das Blinzeln, um die aufsteigenden Tränen des Selbstmitleids zurückzuhalten – mein Blickfeld war schon ganz verschwommen, wahrscheinlich sah ich ziemlich gestört aus.

»Bitte. Ich weiß, dass hier alle möglichen Chaoten auftauchen und Ihnen die lächerlichsten Ausreden auftischen, um Sie breitzuschlagen. Leute, die glauben, dass die normalen Regeln für sie nicht gelten, weil sie sich für weiß Gott was halten. Die dauernd eine Extrawurst gebraten haben wollen. Aber ich saug mir das nicht aus den Fingern, ich schwör's Ihnen. Das ist die reine Wahrheit. Meine Oma hatte gerade einen ...« Ich stockte. »Meine Oma ist gerade ins K... – ins K... – ins K...«

Ich schaffte es nicht. Ich brachte die Behauptung nicht über die Lippen, dass mein altes Ömchen, eine erstaunliche Dreiundneunzigjährige, mit Blaulicht ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Denn sollte wirklich einmal so etwas passieren, müsste ich den Rest meines Lebens die schreckliche Last der Verantwortung dafür auf mich nehmen. Man denke nur an das schlechte Karma. Die Schalterangestellte sah mich mit einem wissenden Lächeln an.

»Der nächste Flug geht in drei Stunden.«

›Drei Stunden!‹ Diese beiden Worte waren das Signal, auf das sich die Schleusentore schlagartig öffneten.

»In drei Stunden könnte meine Oma schon t..., t..., tot sein«, schluchzte ich. Meine eigene schauspielerische Leistung riss mich derart mit, dass ich einen Moment lang selbst vom bedenklichen Zustand meiner Großmutter überzeugt gewesen war. Dabei saß sie garantiert mit ihrem Strickzeug zu Hause und wartete auf den Beginn des Frühstücksfernsehens.

»Meine Oma. Drei Stunden. In drei Stunden kann alles Mögliche passieren. Meine Oma ist dreiundneunzig. *Dreiundneunzig*, verstehen Sie? Können Sie sich vorstellen, wie es ist, wenn Sie mit dreiundneunzig einsam in Ihrer Wohnung sitzen und darauf warten, dass ... na, eben einfach warten? Während Ihre Zeit,

Ihre kostbare Zeit ausläuft.« Und ich tobte weiter herum, wie ungerecht überhaupt alles sei: Die Passagiere gucken in die Röhre, wenn sie ein paar Minuten zu spät dran sind, aber die Fluglinie kommt bei Verspätungen ungestraft davon.

»Das ist doch wohl das Letzte!«, stieß ich mit bebenden Lippen hervor.

Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Nase und stürmte unter Schluchzen und leisen, aber deftigen Verwünschungen davon in Richtung Bar. Es war mir völlig egal, wer mich sah oder für wie verrückt man mich hielt.

Meine Wut richtete sich auf die sture Inflexibilität von Billigfluglinien, die mit zweierlei Maß messen, auf die Schalterangestellte, die ihre kleinkarierte Chefin nicht dazu bringen konnte, mich durchzuwinken, und schloss auch die gesamte britische Bahn mit ein, die in ihrer Pflicht versagt hatte, mich rechtzeitig zum Flughafen zu befördern. In Deutschland oder in der Schweiz, Ländern mit einem äußerst leistungsstarken, perfekt koordinierten und hervorragend ausgebauten Transportsystem, wäre so etwas nie vorgekommen, dachte ich und überlegte flüchtig, ob ich nicht auswandern sollte. Auch mit British Airways wäre mir das nicht passiert – ich schwor mir, nie mehr mit einer Billiglinie zu fliegen. Aber wenn die Chefin nicht so eine fiese Korinthenkackerin gewesen wäre, würde ich in diesem Flieger sitzen, der da draußen auf dem Rollfeld herumstand und sich sowieso erst in einer Stunde in Bewegung setzen würde.

Alle waren schuld, alle – außer mir natürlich. Sündenböcke waren meine besten Freunde. In meiner Umgebung wimmelte es nur so von ihnen, und sie waren mir höchst willkommen. Ganz selbstverständlich suchte ich die Schuld immer bei anderen, was viel einfacher war, als der unbequemen Wahrheit ins Gesicht zu blicken: Mir fehlte jedes Verantwortungsgefühl; ich hatte beträcht-

liche Summen für unnötige Flugumbuchungen und damit verbundene Hotelkosten verschwendet, sinnlose Ausgaben, die ich mir eigentlich nicht leisten konnte; das Allerschlimmste aber war die schamlose, moralisch auf äußerst wackligen Füßen stehende Lüge, mit der ich meine Haut retten wollte.

Fünf Minuten später warf ich meinen Grundsatz über den Haufen, niemals vor dem Mittagessen Alkohol zu trinken, und versank im wohligen Nebel eines wunderbar starken Gin Tonics. Die Sündenböcke rutschten auf der Freundschaftsskala gleich auf den zweiten Platz ab. Während mir der frühmorgendliche Alkohol in den Adern kreiste, ging ringsum der Alltag weiter: Geschäftsleute eilten mit dem Handy am Ohr zu ihren Flügen, Freundinnen kreischten in aufgeregter Vorfreude auf den Urlaub, junge Verliebte hielten Händchen, redeten, lachten, sahen sich tief in die Augen und vergaßen alles um sich herum. Die werden heiraten – Scheiße – und Kinder kriegen – Scheiße – und glücklich leben bis ans Ende ihrer Tage – dreimal Scheiße, dachte ich und musste richtig an mich halten, um keinen Hass auf völlig Fremde zu entwickeln. Ich beruhigte mich mit dem tröstlichen Gedanken, dass das Glück nicht von Dauer wäre: Dem Typen würde bald langweilig werden, und er würde sich eine Jüngere, Hübschere suchen, denn so läuft das doch immer.

Würde ich jemals zu einer normalen, reifen, tragfähigen Beziehung mit einem Vertreter des männlichen Geschlechts fähig sein? An Bewerbern hatte es mir nicht gefehlt, doch sobald es ernst wurde, hatte ich immer die Flucht ergriffen, denn ich bekam eine Höllenangst und war noch nicht bereit, willens oder in der Lage, meine über alles geschätzte Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben. Stattdessen tat ich etwas ganz Schlaues und stürzte mich sehenden Auges in die zerstörerischste Beziehung meines Lebens.

Ich hatte die sms noch nicht gelöscht, die mir Emily, eine meiner besten Freundinnen, vor einer Woche geschickt hatte. Ungefähr zum zweihundertsten Mal machte ich die Nachricht wieder auf: »Sorry, Lor. Aber du wolltest es ja wissen. Gestern wurden sie wieder bei einem intimen Tête-à-Tête gesichtet. Und den Vormittag hat sie in seinem Büro verbracht. Bei geschlossenen Jalousien!« Ich las die sms noch ein zweites, drittes, viertes Mal, dann stieß ich lautlos neue Verwünschungen aus, diesmal an die Adresse des sauberen Pärchens, auf das sich die sms bezog: Christian, ein gutaussehender, intelligenter Rechtsanwalt, zufällig verheiratet, und Charlotte, eine Rechtsreferendarin, zufällig nicht seine Frau.

Ich hatte Charlotte zwar noch nie gesehen, verfügte aber über mehrere Informantinnen, die ihre Tage am Gericht und ihre Abende in den einschlägigen Juristenlokalen verbrachten und meine Wissenslücken schließen konnten. Demnach war Charlotte bildhübsch, superklug und so zierlich, dass sie ihre ganze Kleidung in der Kinderabteilung kaufen musste. (Die Arme trug dieses schwere Los nicht etwa in aller Stille, sondern lud es gleich bei jeder Frau ab, der sie begegnete.) Aber dass sogar Größe 34 an ihr schlotterte, war wohl nicht der einzige Schicksalsschlag, den sie zu verkraften hatte. Sie hatte keine Freundinnen, wie sie gern erklärte: »Ich bin einfach zu hübsch. Frauen mögen mich nicht. Sie fühlen sich bedroht. Deshalb spiel ich lieber mit Jungs. Die stehen alle auf mich.« Ach ja, Charlottes momentane Flamme hieß Christian. Meine leider auch, das war das Problem.

Ich weiß, das ist keine Entschuldigung, doch seit ich erwachsen war, kam Ehebruch auf meiner Werteskala gleich nach Mord. Ich habe zwar nie für die Steinigung plädiert, aber bei Ehebruch war ich nahe dran. Was diese Sünde betraf, hatte ich extreme Ansichten. Niemals, schwor ich in weinseligen Gesprächen mit meinen Freundinnen, niemals in einer Million Jahren würde